

Woher der Haß?

Die unbeachtet gebliebene Antisemitismusdeutung Joseph Roths aus den dreißiger Jahren

Von Paul Stöcklein

I

Joseph Roth hat in den Jahren vor 1933 seine Leipziger Verwandten – und nicht nur sie – unermüdlich gewarnt. Vergeblich. Unlängst hat ein jüngerer Vetter Roths, heute Leiter des Leo Baeck Institutes in New York: Fred Grubel, den familiären Hergang interessant aufgehellet.

Der in Leipzig gern gesehene und bewunderte ältere Vetter, der Dichter und Reporter, wenn er aus der großen Welt kam – er mochte warnen, berichten, beschwören, es half nichts. Für seine Verwandten war er eine Künstlernatur: sehr phantasiebegabt. Das Entscheidende: Sie konnten sich keine Gefahr vorstellen – wie die meisten deutschen Juden! Und dann, als es soweit war, kam Grubel prompt nach Buchenwald – das er zum Glück 1939 verlassen konnte, er emigrierte nach England; die gute Nachricht hat den Dichter in seinen letzten Lebensmonaten in Paris gerade noch erreicht.

Ja: Es war schwer, den braunen Haß richtig zu sehen. Es ist immer noch schwer. Wie sah ihn Roth?

Eine Reihe Zeugnisse

Bevor man zu zitieren beginnt, sollte man den Stil, besonders dies eigentümlich aphoristische *pars pro toto* dem Leser erläutern. Da schreibt Roth zum Beispiel über die Bücherverbrennung 1933, wenige Monate nach dem Ereignis, in den »Cahiers Juifs«: »Quand on brûle les livres des auteurs juifs ou soupçonnés tels, on met le feu, en réalité, au Livre des livres: à la Bible.« Das bedeutet: Die Spitze der bösen Flamme sucht die Bibel, der Haß gilt den der Bibel noch Treuen; laßt euch nicht ablenken, das schwingt mit, von der Propaganda, welche sagt, hier lodere Unmut wegen »Überfremdung«; nein, hier drängt mehr herauf, als die Hassenden selber wissen, so expliziert es Roth einige Jahre später; die der Bibel, die dem Liebesgebot und der Gottesfurcht noch Treuen, das sind die Gehaßten. Roth zählt auch die aufgeklärten Christen und Juden noch zu dieser Schar; weshalb beschneiden selbst aufgeklärte Juden ihre Kinder, wenn nicht aus einer letzten Anhänglichkeit an das biblisch Auferlegte. Wer die Schriften Freuds und Roths aus diesen Jahren kennt, findet leicht ähnliche Gedankengänge; der Haß scheint ihnen eben nicht nur rassistisch oder »ökonomisch« begründet. Damals war es nicht schwer, dies alles in Roths französisch zugespitztem *pars pro toto* mitzuhören. (Daß die Bibel genannt wird, hängt auch damit zusammen, daß damals manche Antisemiten durchblicken ließen, eigentlich hätte auch das Alte Testament mit auf den Scheiterhaufen fliegen sollen.)

»Man hat den Davidstern angespieen, um das Kreuz anzugreifen«, schreibt Roth pointiert im Jahre 1937 (»Emigration« heißt der große Aufsatz) und legt des näheren

den gewaltigen Unterschied zu den historisch bekannten Judenverfolgungen dar, einen Unterschied, den gerade »viele Juden«, wie er sagt, »nicht sehen« wollten. Der Durchschnittsjude hat ja immer Geschichte im Kopf, sofern er auch nur ein bißchen traditionsanhänglich geblieben ist. Das Noch-nie-Dagewesene – wie soll es Platz finden in einem solchen Kopf, der in Analogien denkt und halt wieder mal die große Vertreibung (wie aus Spanien) gottergeben oder schicksalsergeben kommen sieht (auch Manès Sperber hat solche Torheit beschrieben), blind für dieses völlig neuartige, kalt nihilistisch »Bestialische«! Das auch über die Juden hinausgreift! Man bespöttelt seit Schönerer auch die Taufe, welche an einem Juden doch nur abfließen könne. »Zum erstenmal« in der Geschichte, so Roth in einem gleichzeitigen Essay (III, 366), »wird das Unglück der Juden mit dem der Christen identisch. . . Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth.«

In dem genannten Aufsatz »Emigration« heißt es weiter: »Man kann nicht – auch wenn man sich dessen schämt – oft genug wiederholen, daß die heutigen Deutschen die Juden nicht deshalb hassen, weil sie Jesus Christus gekreuzigt haben, sondern weil sie ihn hervorgebracht haben.«

Das neue Endziel des Hasses macht Roth in demselben Aufsatz dem Leser durch eine Vorhersage deutlich, die er an der Stelle einfügt, wo er vom Haß der braunen Herrscher gegen die protestantischen Christen spricht (eine für den inkarnierten Altösterreicher, der er war, überraschende Vorhersage, noch dazu im Jahre 1937): »Die Protestanten sind ganze Christen und, wie es sich erwiesen hat, von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Grenzen des Märtyrertums erreicht . . . Sehr wenige Protestanten emigrieren aus Deutschland. Es liegt . . . in der Natur ihrer Religion, eben zu bleiben und zu protestieren. Der leibliche Untergang ist ihnen gewiß. Sie befruchten mit ihrem Blut die deutschen Felder . . .« Ihr »leiblicher Untergang«? Heute weiß man, der »Führer« ist nicht mehr dazugekommen. Er hat nur eine der beiden großen Lösungen, die er erwog, noch durchführen können, die bekannte »Endlösung«; er endete, bevor sein »Werk« beendet war. Roths Prophezeiung ist, wenn man etwa an das Blutbad im Anschluß an das Attentat von 1944 denkt, in dem auch eine Elite des Protestantismus umgekommen ist, dem Sinne nach eingetroffen.

Roth hebt den neuen, den braunen Antisemitismus von allen anderen Antisemitismen seiner Zeit ab. Nur dem Schönererschen könnte eine gewisse Verwandtschaft oder Ahnenschaft zuerkannt werden: Schönerers entsetzlichen, in Österreich lange beliebten Reim: »Ohne Juda, ohne Rom / Bauen wir den deutschen Dom« soll Hitler in seinen Wiener Jahren über seinem Bett an die Wand geheftet haben. (Die Textgestalt schwankt.) Roth hat den osteuropäischen Antisemitismus mehrmals charakterisiert, ebenso hat er die im neuen »gottlosen« Rußland entstehenden, ungemein komplizierten Verhältnisse oft dargestellt, auch in Romanen. Es genügt hier zu sagen, daß Roth den neuen im Herzen Mitteleuropas, in Deutschland und im alten Österreich entstandenen Antisemitismus als etwas anderes, etwas wohl Gefährlicheres sah – auch wenn er im allgemeinen den Stalinismus und Hitlerismus parallelisiert, auch wenn er sie in der Parabel-Sprache des »Antichrist« als die zwei »Filialen der Hölle« bezeichnet hat.

Wohl im ersten Viertel des Jahres 1939 schrieb nun Roth noch einmal und noch genauer über den braunen Antisemitismus. Die Überschrift lautet: »Le dynamisme«

éternel«. Es heißt darin: »Dieser Haß hat tiefere Gründe als die Hassenden selbst es wissen. Ich neige dazu – und man möge mich deswegen ›mystisch veranlagt‹ nennen – zu glauben, daß die Deutschen die Geißel Gottes für die Juden sind. Es hieße den Antisemitismus der Deutschen mißverstehen, wenn man ihn etwa lediglich als eine Abart des bei allen Völkern verständlichen, wenn auch nicht selbstverständlichen, Antisemitismus auffassen wollte. Der Judenhaß der Deutschen hat metaphysische, hat geradezu religiöse Gründe . . . Sie selbst glauben, sie haßten den Zionsstern, aber sie hassen in Wirklichkeit das Kreuz. Sie selbst glauben, sie haßten an den Juden die Neigung zum Geld und zum Wucher und zur Ausbeutung. Aber sie hassen in Wirklichkeit das Leiden, das Leid, das die Liebe ist. – Ihr Dynamismus führt in eine dröhnende Leere. Nur das Leid, das sie nicht kennen und das allein sie erlösen könnte, mag sie eines Tages besser machen.«

(Höchstwahrscheinlich sollte dieser Aufsatz ins Französische übersetzt – die Überschrift ist ja schon französisch – und dann in dieser Sprache publiziert werden. Als Roth plötzlich starb, geschah nichts mehr. Jene oben zitierte Stelle, an der Roth die Begriffe »Leiden« und »Leid« interessant unterscheidet, in nahezu sprachspielerischer Weise, jedenfalls auf unübersetzbare Weise – jene Stelle wäre wohl noch verdeutlicht worden. Schade, daß es der Tod verhindert hat! Denn die so knappe, großartige Stelle hat bedeutendes Gewicht.)

Ein Blick auf Freud

Sigmund Freud bringt in seinem tief sinnig fabulierenden, wunderlichen Alterswerk »Der Mann Moses« (im Laufe des Jahres 1939 erschienen) in dem Kapitel »Anwendung« einen überraschenden Exkurs über den Antisemitismus. Ich zitiere den Hauptpassus:

»Die tieferen Motive des Judenhasses . . . wirken aus dem Unbewußten der Völker . . . Ich wage die Behauptung, daß die Eifersucht auf das Volk, welches sich für das erstgeborene, bevorzugte Kind Gottvaters ausgab, bei den anderen heute noch nicht überwunden ist, so als ob sie dem Anspruch Glauben geschenkt hätten. Ferner hat unter den Sitten, durch die sich die Juden absonderten, die der Beschneidung einen unliebsamen, unheimlichen Eindruck gemacht . . . Und man sollte nicht vergessen, daß alle diese Völker, die sich heute im Judenhaß hervortun, erst in späthistorischen Zeiten Christen geworden sind . . . Man könnte sagen, sie sind alle ›schlecht getauft‹, unter einer dünnen Tünche von Christentum sind sie geblieben, was ihre Ahnen waren, die einem barbarischen Polytheismus huldigten. Sie haben ihren Groll gegen die neue, ihnen aufgedrängte Religion nicht überwunden, aber sie haben ihn auf die Quelle verschoben, von der das Christentum zu ihnen kam . . . Ihr Judenhaß ist im Grunde Christenhaß, und man braucht sich nicht zu wundern, daß in der deutschen nationalsozialistischen Revolution diese innige Beziehung der zwei monotheistischen Religionen in der feindseligen Behandlung beider so deutlichen Ausdruck findet.«

Ein zunächst verwirrender Ausdruck im letzten Satz: »in der deutschen nationalsozialistischen Revolution«; genau so bezeichnete ja die braune Regierung seit Jahren ihren verbrecherischen innenpolitischen Neubeginn. »Sprachliche Übernahme«? Nein! Es ist der alte Freudsche Stil, geprägt vom vorigen Jahrhundert, als in der

besseren schwarz-gelben Gesellschaft die Vokabel »Revolution«, diese wandlungsfreudige Vokabel, recht negativ besetzt war.

Roth war sehr anders: in seinem Stil. Wohl auch in seinem Denkstil: Man erinnere sich an die Trennschärfe, an das Geschichtsbewußtsein, mit dem er den heutigen, diesen so neuartigen Haß von allem früheren Judenhaß abhob. Wie nahe Roth aber inhaltlich war, wie anregend er dem Psychologen vielleicht gewesen ist, das kann hier ebensowenig auseinandergefaltet werden wie die mutmaßliche, die indirekte »Verbindung«: Daß Freud von Roths Thesen gehört hat, scheint mir schon durch den großen Bekanntenkreis von Stefan Zweig »gewährleistet«; es muß ja interessant gewesen sein, daß Roth einer auch von Zweig gehegten Anschauung unerwartet widersprach, daß Roth, offenbar aus reicher Erfahrung, widersprechen mußte jener beliebten Anschauung: Unduldsamkeit wachse leichter in kirchentreuen, glaubensintensiven Seelen als in anderen.

Zum erstenmal hatte Roth seine Hauptthese publiziert in den genannten »Cahiers Juifs« 1933, im Herbstheft (5/6), eingeleitet von Albert Einstein! Schon davon könnte Freud gehört haben. Umgekehrt könnte auch Roth von Freuds entstehendem Werk gehört haben. Verschränkte Abhängigkeiten? Nicht ausgeschlossen. Sagen wir vorläufig: Einklang in vielen Punkten.

Wichtiger als alle diese Fragen wäre allerdings heute die brennende Frage, welch überraschende Bekanntschaft wir in Zukunft mit diesem tiefsitzenden »Haß« noch machen könnten, der heute gewiß meist verkrochen existiert, der heute in Deutschland fast nur noch die Christen als sein Objekt behalten hat, da ja der braune »Glaube« im Nachkrieg zerplatzt oder versunken, der rätselhafte Haß aber keineswegs mitversunken scheint. Der von Natur langlebige Haß hat sich eben für eine Weile verkrochen und wartet nur, wenn ich Roth weiterdenken darf, auf den Moment, wo sich das Wort erfüllt: »Jetzt haben wir die Juden hinausgeschmissen, nun kommen die Hostienfresser dran«, so hat ein mächtiger Gauleiter sich des öfteren ausgedrückt; Glaise-Horstenau hat es zuverlässig überliefert (II 683).

Eine Ergänzung zur Gegenwart: Der Haß hat als sein Objekt, sagte ich, die Juden verloren, seitdem sie nicht mehr »da« sind. Aber nun gibt es m. E. eine so merkwürdige neueste Entwicklung wie den »Antisemitismus ohne Juden«. (Beobachter: Henryk M. Broder.) Diese Entdeckung paßt nicht schlecht, das wird sich noch zeigen, in das Bild, das Roth von der religionskriegsmäßigen Energie der Bewegung entworfen hat, die sich keineswegs in der Befindung der sinnlich vor Augen stehenden verhaßten Gegner erschöpft. Zurück in die dreißiger Jahre!

Jeder, der damals leidenschaftliche Nationalsozialisten kennenzulernen oder genauer zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird meines Erachtens bestätigen, daß deren Vorfreude auf den Moment, wo's den Juden »an den Kragen geht«, nur halb so groß war wie die tiefere, heimlichere, die ungeduldigere Vorfreude darauf, wenn's »gegen die Schwarzen losgeht«. Natürlich traf auch den Typus »Bolschewik« ein verwandter Haß des Durchschnittskämpfers; doch man hielt den heimischen Bolschewiken für bekehrbarer als den Tiefschwarzen.

Ich weiß, daß es seit Lueger einen schwärzlichen Antisemitismus in Österreich gibt. Widerlegt das nicht die These? Kaum. Denn unsere beiden »Analytiker« orten ja im Unbewußten jene *Contemptio Dei vel Christi*, aus der dann die Hauptstärke der

braunen Judenverachtung komme, während das Bewußtsein sich dabei gut christlich fühlen könne.

Ich gebe zu, die beiden haben kühn vereinfacht; ich glaube aber auch den guten Grund dafür zu kennen. Er liegt in den publizistischen Notwendigkeiten des Damals.

Der publizistische Zweck

Man mag sagen, daß die von Heine überkommene beliebte Geschichte von den »schlecht getauften« Germanen (und wohl auch von vielen unter den Slawen), diese Geschichte von jenen noch heute grollend zum Sprung geduckten Barbaren und Bonifatiumördern nicht so recht stimme. Aber als lehrreiche Fabel hat sie ihren Sinn. *Narrando dicere verum*. So macht man Warnungen »griffig«: greifbar, begreifbar.

Im Sinn der »lehrreichen Fabel« lag übrigens auch etwas ganz Praktisches für die Juden, etwas den Weg Weisendes. Mit solchen Erwartungen der Wegweisung las man damals (1938/39) jede Zeile einer Autorität. Freud wies den Weg in den Süden. »Wenn ihr aus dem Kontinent nicht mehr entkommen könnt«, so scheint ihnen Freud wortlos zu sagen, »dann bleibt nicht bei den ›schlecht getauften‹ Cisalpinen, sondern flieht lieber zu den längst durchhumanisierten, längst christlich entbarbarisierten Italienern; sie mögen noch so verführbar sein – das Alte und das Neue Testament sind ihnen doch tiefer in Fleisch und Blut übergegangen als den anderen, und Pogrome hat es dort noch nie gegeben!« (Freud hat sie ja wirklich gekannt.) Es war ein guter Rat gewesen. In Oberitalien wurden prozentual mehr Juden gerettet als irgendwo sonst (Dänemark war Ausnahmefall). Doch zurück zu Roth!

Roth hat die politische Schubkraft der frömmigkeitsfeindlichen, dieser jedwedes Heilige, jedwedes gottergebene Leiden hassenden, lästerungsfreudigen Emotionen erkannt, so in seiner Beschreibung des geradezu irrational ausschweifenden Hasses gegen Dollfuß. Eine der Grundanschauungen Roths in diesem Zusammenhang könnte man vielleicht so pointieren: Hat man erst einmal Gruppen von Menschen im Haß auf Rom und die Ultramontanen, überhaupt auf die »bigott« gescholtenen Frommen eingeübt – schon Schönerer tat dies, es ist nicht schwer –, so entspringt der Haß auf die in ihren Synagogen hebräisch betenden Juden ganz von selbst, und man wird später, weil man ja die christlichen Kirchen noch nicht ausräumen oder germanisieren kann, wenigstens, um sich zu erleichtern, die Synagogen anzünden.

Vorläufig abschließend: Das anscheinend Einseitige, auch das Pathetische in den Texten Roths hat nichts mit der bekannten Denkbequemlichkeit monokausalen Ableitens zu tun. Den beiden Autoren kommt es nur darauf an, die mutmaßliche Hauptquelle des modernen Antisemitismus (in Deutschland und in dem alten und neuen Österreich) den ahnungslosen Europäern zu zeigen. Nicht die Nebenquellen! Die kennen ja die Leute längst; jeder kennt das Wort »Minderheitenschicksal«, jeder kennt den Neid der »Vielzuvielen«, den Rassismus usw. Wer nur auf diese Nebenquellen, schreckenerregend auch sie, starrt, übersieht leicht die moderne Hauptgefahr, stammend aus der neuen Hauptquelle: aus jenem »Haß«. Aus dieser Quelle werden die modern-religionskriegsmäßigen Befindungen, verbunden mit »Ausrottung«, hervorgehen: so Franz Werfel, der damals Roth nahestand (»Betrachtung über den Krieg von morgen, angestellt im Jänner 1938«). – Daraus folgt: Die Hauptquelle und die »Hauptgefahr«, sie bedurften um 1938 einer monumentalen, geradezu isolieren-

den Hervorhebung. Sie bedurften einer im Wortschatz einfachen, in der Darbietung farbigen, quasi narrativen Hervorhebung. Das leisten die vorgestellten Texte Roths und Freuds.

II

Die beiden haben sich also mißverständlich ausgedrückt, notgedrungen, als sie »vereinfachen« mußten. Ein Mißverständnis ist es besonders, das sich heute einstellt:

»Wir kennen doch hier in der Schweiz, schon aus unserem Religionsunterricht so manchesmal«, so hörte ich von alten Schweizer Bekannten, untereinander oft uneins und doch plötzlich wieder eins in diesem Punkt, »jenes aus christlicher Argwohnsbefangenheit verschwommen aufsteigende Abneigungsgefühl gegen die Juden. Wir werden nie glauben, daß der braune Haßstrahl ausgerechnet den Christen geglottet und doch die Juden vernichtend gestreift habe. Wir bestreiten nicht die Existenz eines Hasses gegen das Christentum, die Welt wird euch hassen, heißt es bei Johannes, aber solcher Christenhaß ist, entgegen Freuds Annahme, verschieden vom alten und neuen Judentum, den ja die Christen, bis heute, mehr oder weniger mitgeschürt haben.«

Ich war traurig überrascht. Ich habe dann aus Roths erzählenden Werken, welche mir leichter zu fassen (und für Schweizer zugänglicher) schienen, die eine und andere Szene herausgegriffen und nacherzählt, wohl auch ein paar persönliche Erlebnisse angehängt. Im Folgenden will ich ähnlich verfahren. Kein anderer Weg?

Sprachnot

Die Sprache läßt uns im Stich. Jedenfalls die Sprache des Diskurses (wie man heute sagt). Sie überdeckt zum Beispiel mit dem einen Wort »Haß« leicht Verschiedenes, das ein Erzähler vielleicht besser auseinandernehmen kann als ein Essayist. (Natürlich kann es der Philosoph, terminologiebildend, aber das taugt nicht für knappe Replik oder fürs publizistische Feld.) Haß, der mich wegen meiner Nationalität, Rasse, Herkunft usw. trifft, solcher Haß fühlt sich anders an als jener, der mich wegen meiner Überzeugung, Gesinnung, Einstellung oder Konfession trifft. Er ist auch im Wesen anders. Herkunft, Rasse, Nation – dafür kann ein Mensch nichts, er ist hineingeboren. Für seine Überzeugung, Geistesart, Parteinahme usw. – dafür kann er etwas. Das weiß selbst der blindeste Haß. Er haßt demgemäß ganz verschieden: im ersten Fall stumpf, im zweiten giftig. »Tödlich« allerdings kann er in beiden Fällen sein. Im zweiten Fall: immer wird da auch ein inneres oder äußeres Sanktuarium der Person angezielt, es soll mitgetroffen werden; so beim religionskriegsmäßigen Haß, wie er aus der Geschichte bekannt ist. Kein Zufall, daß Freuds Vokabular und Sichtweise der Geschichte der Religionskriege und des entsprechenden Hasses entstammten (nicht der Sphäre des stumpfen Herkunftshasses). So gelingen Freud seine tastenden, mehr narrativen Beschreibungen. Er ist in Sprachnot, er sieht den Leser in Anschauungsnot. Ähnlich bei Roth. Es gab keinen anderen Weg, um dem Leser die übliche, ärgerlich verharmlosende Vorstellung, da sei halt wieder einmal ein Rassen- oder Minderheitenhaß aufgeflammt, abzugewöhnen. Natürlich weiß Roth, daß heute nicht Religion mit Religion so kämpft wie zu Bonifatius' oder Wallensteins Zeiten. Es ist ja eher so, daß ungläubige Quasigläubige jede echte Religion zu befeinden beginnen, die

christliche ebenso wie die jüdische (und höchstens das gründlich mißverständene Heidentum ausnehmen). Auch kämpfen sie eher noch fanatischer als die alten Religionskrieger. Ich habe zweierlei Haß unterschieden und muß sofort dazusagen, daß beide Haßströme auch zusammenfließen können. Das war im braunen Judenhaß der Fall. Wer die beiden Ströme nicht unterscheiden wollte, wird das Phänomen nicht als faktischen Doppelhaß, in dem die beiden Faktoren sich miteinander multiplizieren, erfassen können. Man sieht, es hängt alles davon ab, daß man die zweite, die religionskriegsmäßige Haßart erkennt; würde hier eine Klärung, und sei sie auch nur narrativ, gelingen, so wäre wohl auch das Anstoßerregende einigermaßen enträtselt und interpretiert, nämlich die »These«: der braune Judenhaß sei »im Grunde Christenhaß«. Ich versuche es also und beschränke mich im Folgenden auf Roth und seine narrative Auskunft. Die »These« wird sich, um ein Ergebnis hier gleich vorweg zu nennen, als eine sehr gewagte, publizistische Verkürzung enthüllen: Der neue Haß gilt ja dem Kern jeglicher *pietas*. Alles andere ist Folge. Eine ungeahnt komplizierte!

Der Durst nach Lästerung

»Lästerungsfreudig«. Das Wort, das oben gefallen ist, nennt die eigentümlichste Farbe im breiten Spektrum des religionskriegsmäßigen modernen Hasses. Ein inneres oder äußeres Sanktuarium zu »schänden«, solcher Drang ist fast dasselbe. Das Phänomen spielt beim Erzähler Roth eine große Rolle; er hat übrigens in seiner Jugend Pogrome in Nachbarortschaften geschildert bekommen und auch von den manchmal stattfindenden Bethausbränden sicher Genaueres gewußt; Roth, der als Reporter so mühelos mit jedermann ins Plaudern und Bechern kommen konnte, hat schon in seiner ersten Lebenshälfte trefflich sehen gelernt, wie das Trieb-Werk im Inneren der lieben und unlieben Zeitgenossen funktioniert. (Weshalb er auch Hitlers möglichen Machtanstieg voraussagen konnte, eigentlich schon 1923.) Das Bedürfnis zu lästern und zu schänden, Roth hat es als ein Urbedürfnis der hassenden, moralisch verrottenden Psyche in unseren Tagen angesehen. Wenn ich nun zwei Partien dazu zitieren werde, mag man sagen, daß Antisemitismus bei dem ersten Text »Vision« nicht im Spiele sei; die Tatsache allerdings, daß die hier auftretenden Dollfuß-Mörder auch radikale Antisemiten gewesen sind, hat jeder Leser damals gewußt. Der Passus soll lediglich der Veranschaulichung des Phänomens »Durst nach Lästerung« dienen, das dem antijüdischen und dem antichristlichen Haß gleichermaßen eignet. Diese beiden Haßströme seien als getrennte vorläufig angesehen, wie es ja auch Roth selbst manchmal tut, seine »These« hintansetzend.

Roth hat den Kanzler Dollfuß, das ist vorauszuschicken, ob dessen unbeirrbaren antihitlerischen »Instinkts« – ein Unikum im damaligen Europa – durchaus gewürdigt, so sehr er auch manche Schritte der Dollfuß-Regierung mißbilligt hat. Er sah jenen »Instinkt« des Kanzlers im Zusammenhang mit der klaren, mit der im besten Sinne des Wortes »naiven« Frömmigkeit dieser Persönlichkeit. Ein Jahr nach dessen Ermordung schrieb er nun, von der Schuschnigg-Regierung zunehmend enttäuscht, eine Art Gedenkaufsatz für Dollfuß, dabei Präliminarien der Ermordung erzählend und erfindend. Wie schon der Titel »Vision« sagt, ist es kein Bericht, sondern eine Vermutung; der kühne Versuch zu erzählen, wie es in den Seelen der Mörder wohl könnte ausgesehen haben. Die späteren historischen Untersuchungen dürften diesen

visionären Bericht im großen und ganzen bestätigt haben. Er beginnt folgendermaßen:

»Die Mörder kamen mit heiter erregten Gesichtern in das Haus des kleinen Kanzlers. Sie freuten sich im voraus mit herzlicher Grimmigkeit auf das Blut, das sie fließen lassen sollten, und weniger auf die Folgen, die sie sich von diesem zu vergießenden Blut erhofften. Sie waren eben echte Mörder: Seit Jahren schon sahen ihre Augen die Welt durch einen roten Schleier . . . Seit Jahren schon trugen die rechten Handflächen der Mörder nicht die Linien und Striche, die das Antlitz der menschlichen Hände bilden, sondern die eingekerbten Abdrücke der Mordwerkzeuge . . . Was aber ihre Herzen anlangte und die sehr tief geborgenen Gefühle der Gottesfurcht, die gewiß in ihnen lebten, so hinderte das eiserne Kainszeichen an ihren linken Brüsten, daß ein menschlicher Klang aus den Herzen der Mörder dringe . . . Also drangen und stürmten sie mit aufgeräumter Mordlust in das Zimmer eines frommen Mannes. Hier erblickten sie zuerst eine kleine hölzerne Statue der Heiligen Mutter Gottes, ein bescheidenes und sehr demütiges Werk, gebildet von den demütigen Händen eines frommen Bauern, ein Geschenk an den frommen Kanzler. Die Mörder erregte dieser Anblick noch mehr . . . und für den Bruchteil eines Augenblicks dachten sie daran, auf das milde Antlitz zu schießen. Der fromme Mann aber, der, vor ihnen fliehend, ihnen seinen Rücken zuwandte, war ein Mensch aus Fleisch und Blut, und sie waren gekommen, um Blut fließen zu lassen . . . Deshalb nahmen sie sich vor, erst eine Weile später, nachdem ihr Durst nach Menschenblut gestillt war, auch ihren Durst nach Lästerung zu stillen.«

Ich breche das Zitat ab. Wenn auch die folgenden Absätze noch Differenzierungen in das Bild der Mörder eintragen und die Handlung energisch zu Ende führen (bis zu dem Tod des Kanzlers), so ist doch das hohe Niveau des Anfangs vom Autor nicht durchzuhalten. So geht es ja leider bei narrativen Arbeiten Roths öfters: das ist eine Feststellung, die auch von literaturkritischer Seite (so von Raddatz) schon getroffen worden ist. Dabei ist das Schwanken, das Absinken des Niveaus in unserem Fall sehr begreiflich: Wie kann man in einem zeitungsnahen Periodikum für ein breites Publikum ein mörderisch dringliches Politikum narrativ darstellen, sprechend vor halb tauben Ohren, ohne in die Nähe eines grellen Sensationsjournalismus zu geraten; hier liegt geradezu eine Tragik der medienvermittelten Politik überhaupt. Ich habe oben das Zitat jedenfalls so weit geführt, daß klar wird, was »Durst nach Lästerung« heißt, ebenso wie wichtig und typisch dieses Phänomen ist – das sich keineswegs auf radikale oder verbrecherische Naturen beschränkt, sondern spurenweise in vielen Seelen unterschwellig wohnt, wie Roth richtig annimmt.

Das Modell Tarabas

Eben dieser »Durst« ist auch Gegenstand der Kernszene im »Tarabas«, der anderthalb Jahre vorher fertig geworden ist. Die beiden Szenen stehen einander ergänzend, als Gegenstücke gegenüber. Dort der Schändungswille, der sich auf ein christliches Sanktuarium (die Madonna) richtet, hier im Tarabas die Schändung der Thorarollen und überhaupt die verletzende Verhöhnung der frommen Gesinnung eines Juden. Erinnern wir uns: »Tarabas« ist eine Art balladeske Legende, in den Randszenen aber mehr ein historischer Roman, die russische Revolution betreffend; der Dichter schreibt an Zweig, als er zu arbeiten beginnt (es sind dieselben Monate, in denen er

über die Bücherverbrennung schreibt), eine Kennzeichnung des Sujets: »Glänzender Stoff, fern von Deutschland, aber mit deutlicher Beziehung dazu« (22.5.33). Mit »Beziehung« kann nur das Motiv des Judenhasses gemeint sein, wie es in der Kernszene heraustritt: in jener Tat, die Tarabas später wie eine Mordtat schlimmster Art bereut. Ich zitiere den Hauptpassus und muß nur vorausschicken, daß es, nach dem Bericht vom Brand im Judenviertel, im Folgenden um die Gestalt des kläglichen Bethausdieners Schemarjah geht, einer ängstlich gesetzestreuen Seele, seit langem arm und einsam lebend; sonderlingshaft geworden. ». . . eine Sorge beschäftigte ihn. Man hatte das kleine Bethaus von Koropta angezündet. Vielleicht waren die Thorarollen verbrannt? Und wenn sie unversehrt waren, mußte man sie nicht rechtzeitig retten? Und wenn sie verbrannt waren, mußte man sie nicht, wie das Gesetz befiehlt, auf dem Friedhof bestatten? . . . Die Vorstellung, daß eine von Feuer verwüstete Thora der ehrwürdigen Bestattung vergeblich harren mag, bereitet Schemarjah unsagbare Pein.« Entgegen dem Verbot der Kommandantur wagt er sich in der Stille der Sonntagsfrühe auf die Straße. Und zwei Rettungsgänge gelingen ihm. In einem dritten Gang tritt er mit den letzten beiden Thorarollen wieder den Weg zum Friedhof an. »In seinen Armen trug er zwei Thorarollen wie zwei tote Kinder, jede bekleidet mit rotem, goldenbesticktem Samt. Die runden hölzernen Griffe der Rollen waren verkohlt . . .« Im Rückblick auf das fast gelungene Werk heißt es: »Als er zum drittenmal das Bethaus verließ, hatte er sich schon, wundergläubig, armselig, töricht, wie er war, eingebildet, daß er in jener unsichtbar machenden Wolke dahinging, von der in der Bibel erzählt wird.«

Da begegnet er Tarabas. »Wie er nun dem Obersten in die Arme lief, machte er, immer in seinem Glauben an die Wolke befangen, einen Schritt seitwärts, als könnte er noch ungesehen dem Gewaltigen ausweichen. Diese Bewegung versetzte Tarabas in furchtbaren Zorn.«

Diesem Augenblick war, einige Sekunden früher, ein ganz anderer Moment vorausgegangen: Beide waren voreinander erschrocken, als sie sich erblickten, der Jude aus begreiflichen Gründen, der Oberst wie in einem abergläubischen Schrecken, als ob ihm ein rothaariges Gespenst aus fremden Zeiten der Frömmigkeit begegnet sei. Tarabas will den Grund der Verbotsübertretung wissen. Es gibt sprachliche Verständnisschwierigkeiten zwischen beiden, zunächst wird nur klar, daß etwas zu bestatten gewesen sei. Endlich glaubt der arme Jude zu verstehen, was Tarabas wissen möchte.

»Und er erzählte, so gut er konnte, stotternd und stammelnd, aber mit leuchtendem Angesicht, daß er schon zweimal seine heilige Pflicht erfüllt hatte. Er vergrößerte aber gerade dadurch noch Tarabas' Zorn . . . Verschwinde! donnerte er dem Juden zu. Und da Schemarjah verständnislos und wie gelähmt stehen blieb, warf ihm Tarabas die Thorarollen mit einem Stoß aus den Armen. Sie plumpsten auf den Boden, in den Kot . . . Der wahnwitzige Schemarjah stieß mit beiden geballten Händen und mit gesenktem Kopf gegen die mächtige Brust des Obersten vor. Es sah aus, als versuchte ein Clown im Zirkus einen wütenden Stier zu imitieren. Es war lächerlich und herzerreißend. Es war das erste Mal, seitdem es Juden in Koropta gab, daß einer der ihren einen Obersten, und welch einen Obersten, zu schlagen versuchte. Es war das erste, es war, höchstwahrscheinlich, auch das letzte Mal. Niemals hätte Tarabas geglaubt, daß er derartiges erleben könnte . . . Wenn bis zu diesem Augenblick ein bärenhafter Grimm Tarabas erfüllt hatte, so fing jetzt eine teuflische, langsame,

grausame Wut in ihm zu brodeln an, eine erfinderische Wut . . . Wie eine Klammer lag das Lächeln zwischen seinen Lippen, eine kalte, gefrorene Klammer. Mit zwei Fingern schüttelte er den Roten ab. Hierauf faßte er mit Daumen und Zeigefinger . . . den armen Schemarjah am Ohrläppchen und kniff es, bis sich ein Blutstropfen zeigte. Hierauf – und er lächelte noch immer – griff Tarabas mit beiden Händen den fächerartigen, flammenden Bart des Juden. Und mit seiner ganzen riesigen Kraft begann er, den hageren, schlotternden Körper zu rütteln vor- und rückwärts. Ein paar Barthaare blieben in Tarabas' Händen. Er steckte sie seelenruhig in die Taschen seines Mantels.«

Der unbewußte Drang hat offenbar sein Ziel erreicht, der »Durst«, wie es früher hieß, ist gelöscht. Am Ausbruch sind gewiß viele Dinge schuld gewesen; das reicht von abergläubisch heftiger Scheu (am Sonntagmorgen ein rothaariger Jude!) bis zur Verletzung der militärischen Eitelkeit, der Machtbewußtheit und Herrschergewohnheit durch die ungenierte Übertretung des Ausgehverbots. Auch der tiefsitzende Elternhaß, ein Haß, der vor allem der bösen Starrheit und scheinkorrekten Spießigkeit der väterlichen Welt gilt – als er das Elternhaus verläßt, wendet er sich auf der Schwelle eigens nochmals um und spuckt vor seinem Vater aus – der Haß wirkt mit, als er dem närrisch korrekten Bethausdiener zu seinem Unheil begegnet. Und es gibt noch mehr Gründe oder Ursachen. Der Handlungszusammenhang: In den Vorgängen des Pogroms, das zur Stunde »abklingt«, so wie eine Fieberkrankheit schnell nachlassen kann, steht der Oberst auf der Seite der Juden; er hat sie, wenn auch zu spät, geschützt. Und nun: Ein harmloses jüdisches Närrchen auf kultischem Friedhofsgang; das kann an sich kaum anstößig auf ihn wirken; warum läßt er den Juden nicht laufen?

Was seine Emotion reizt, ist die Frömmigkeit, die lebendig unablenkbare, bockig unbeugsame, gesetzestreue *pietas*, die der Mächte der Welt zu lachen scheint. Ich möchte die schleierlosen Begriffe des alten Latein benützen: Was den *divum contemptor* (Vergil) reizt, was von seiner *superbia* nicht ertragen wird, ist die *pietas*. Tarabas verachtet christliche und außerchristliche *pietas* gleichermaßen, wenn auch seine *contemptio* am Christlichen sich ehemals entzündet und »geübt« hat, man darf ihn *divum contemptor impius* nennen, um die allgemeinste Weise, die auch alles Heidnische einschließen könnte, zu bezeichnen. (Roth hat übrigens eine in den damaligen politischen Meinungskämpfen oft geäußerte Auffassung durchaus abgelehnt, nämlich die Auffassung, in der braunen Heilsbewegung steige Heidentum wieder aus den Gräbern, erhebe Thor riesenhaft seinen Hammer, um die Kathedralen, gemäß Heines Vision, zu zertrümmern. So richtig der Angriff auf die Kirche da gesehen werde, so sehr werde durch den Begriff Heidentum der Angriff verharmlost; es sei ja viel schlimmer! Es heiße das alte, besonders das antike Heidentum beleidigen, wenn man es mit der braunen »Bestialität« und Höllenkälte vergleiche; denn auch das Heidentum kenne *pietas*.) Man denke sich versuchsweise aus unserer Szene die *pietas* weg, und alles verliert seinen Sinn; der Ausbruch verliert seine elementare »Motivation«.

Der *pietas* antwortet genau die Lästerung, die Schändung. Der »Durst« ist erst gelöscht, als die Thorarollen im Schmutz liegen und als der Bart des Bethausdieners – der Bart gehört zur gesetzesfrommen Sitte – grausig gezaust (ein herkömmlicher antisemitischer »Scherz«), und als der Mann erniedrigt ist. Das ist befriedigender als sein Tod – um den bösen Durst zu löschen.

Natürlich sind spezifisch russische Farben dem Bilde beigesellt, aber nichts würde

Roths Absicht mehr verkennen als Versetzung der Szene in ferne bizarre Welten. Die Szene gehört in eine weltliche »Legende«, wie das Buch schon früh von klugen Rezensenten (Ludwig Marcuse, Hermann Hesse) genannt worden ist; sie sagt also zum Leser: *Tua res agitur*. Es gibt darin keine naturalistische Psychologie, und auch die Persönlichkeit des Tarabas ist kaum in geläufige Kategorien einzuordnen; sie ist einfacher und komplizierter zugleich. Dieser lebensstrotzende, rohe, die Soldaten seines Regiments blitzenden Auges beherrschende Oberst, dem dann doch seine Soldaten davonlaufen, dieser blonde Barbar, dessen Augenfarbe ein »unschuldiges« Blau ist, er ist zugleich »Akademiker«, einer, der studiert, wenn auch nicht fertig gemacht hat; dieser Mann aus einem Völkermischgebiet, der trotz seiner revolutionären Jugendaktivitäten auf der Seite der Weißen kämpft, dürfte schwer irgendwo anders einzuordnen sein als in der Welt der romanhaften Legenden, der Gleichnisse und der Zukunftswarnungen.

Zukunft: Ein Hinweis auf Rudolf Oldens Nachruf (1939 im Neuen Tagebuch) sei gestattet. Dort steht: »Dogmatische Federfuchser haben von Zeit zu Zeit den Drang gefühlt, den Dichter Joseph Roth zu rüffeln, weil er sein Antlitz der Vergangenheit zuwandte . . . Sie wollten nicht verstehen, daß das, wovon er erzählte, künftig gemeint war, auch wenn es die Namen und äußeren Male der Vergangenheit trug.« Das gilt besonders von der Gestalt des Tarabas.

Es gilt auch von bestimmten Einzelzügen. Ein Beispiel steht vor Augen, wenn man einen Abschnitt liest, der dem glänzenden historischen Zusammenfassungswerk »Der Krieg gegen die Juden 1933-1945« von Lucy S. Dawidowicz (München 1975) entnommen ist, und zwar dem Kapitel, das Vorgängen im Osten 1939-45 gilt: »Die ausgeklügeltsten Grausamkeiten wurden besonders für fromme Juden und Rabbiner ausgespart, deren traditionelle jüdische Kleidung – Hut und langer Kaftan – sowie ihr Bart und ihre Schläfenlocken sie als Inbegriff des Juden kennzeichneten. . . . Die Deutschen suchten mit Absicht fromme Juden aus, um sie zu zwingen, die jüdischen Heiligtümer zu schänden und zu vernichten, sogar Synagogen in Brand zu stecken. An einigen Orten häuften die Deutschen die Thorarollen auf dem Marktplatz aufeinander und zwangen die Juden, den Haufen anzuzünden, zu umtanzen und zu singen: ›Wir freuen uns, daß die Scheiße brennt.‹ . . . Das beliebteste deutsche Spiel, das in zahllosen Varianten getrieben wurde, war ›Bärte‹. In seinen einfachsten Versionen packten Deutsche bärtige Juden und verprügelten sie. Zu einer subtileren Unterhaltung gehörte das Ausrupfen von Bärten, Haar um Haar oder in Büscheln. Manchmal trieben Deutsche bärtige Juden in Friseurläden, befahlen ihnen, sich rasieren zu lassen und ließen sie für die Dienstleistung zahlen. Manchmal hieben die Deutschen selbst jüdische Bärte mit Bajonetten ab, oft zusammen mit Wangen-, Kinn oder Gesichtsteilen. In manchen Orten wurden die Juden auf dem Stadtplatz zusammengetrieben und in einer Massenverhöhnungszeremonie geschoren; anderswo wurden die Bärte angezündet.« Der Bericht macht auch den bekannten psychologischen Sachverhalt wieder klar: Jede Schändung, jede Lästerung hat Ähnlichkeit mit jenem imaginierten Schuß auf die Madonna (deshalb habe ich diese »Modellzeichnung« Roths in extenso zitiert). Man sieht: Der Schändende »hat nichts davon«; »er verfolgt nicht seine Interessen«, er folgt seinem »Durst«. Weil schon die sadistische Soldateska alter Religionskriege vielleicht ähnlich fühlte, deshalb habe ich oben zum Ausdruck »religionskriegsmäßig«

gegriffen, um wenigstens eine ungefähre Vorstellung zu erwecken, wie Roth diesen Haß sieht, den man wahrlich nicht bloß mit den Kategorien des 19. Jahrhunderts («Interessen») messen sollte. Zurück zur Gestalt des Tarabas!

Der Haß, der sich verschiebt

War es nun Christenhaß oder Judenhaß, was in seinem finsternen Herzen ausschlaggebend wurde? Das ist schwer »auseinanderzunehmen«! Dennoch, das eine sitzt offenbar tief und schon lange in ihm, schon mit ihm unbewußt verwachsen; das andere, der Judenhaß, ist mehr Epiphänomen, ist mehr »verschobener« Haß in der von Freud gezeigten Weise:

Zum Abschied hat er den Vater »angespuckt«, so ist sein (übrigens nicht ganz korrektes) Erinnerungsbild in späteren Jahren. Dieser Haß hat sich nun plötzlich verschoben, ohne daß er es merkte; er hat, um Freud zu zitieren, den »Groll . . . nicht überwunden, aber . . . verschoben« und zwar vom Vater auf den Bethausdiener. In diesem haßt er jenen. So reizt ihn zum Beispiel an der gesetzestreuen Korrektheit des Juden offenbar der Anklang an das scheinheilig korrekte, das in der Tat scheußliche »Katholischsein« seines Vaters.

Roth hat aber noch genauer differenziert. Grimm und Wut hatten sich ja schon früh in Tarabas angestaut (besonders im Jahr 1914); sie konnten sich nicht entladen. Sie können es immer noch nicht, auch aus folgendem Grund: Das Kreuz jagt ihm eine kleine, undefinierbare, eine halbabergläubische Scheu und Furcht ein: das Kreuz an dem Kettchen auf Marias Brust, das Kreuz an der Wand ihres Schlafzimmers. Hätte er nicht diese Scheu oder Furcht, so würde er das Kreuz direkt, als das Hemmende, hassen. (Es spielt damit ein literarisches Motiv herein, das mehr in Osteuropa zuhause ist; ich erwähne es hier nur, weil es ein im Osten besonders verständliches Motiv ist.) Dieser Weg des Hassens ist ihm also verlegt; es gibt keine direkte Entladung. So greift sich die gestaute Wut einen »Prügelknaben« zwecks Entladung, ohne daß das Subjekt die Verschiebung bemerkt. Ziel ist jetzt der Bethausdiener. (Die spätere Scham über die Tat hat etwas geradezu Vernichtendes; begreiflich: es konnte ja das Unverdiente der Mißhandlung gar nicht größer sein.) Der Bethausdiener ist ideal »konditioniert« zum Prügelknaben, er ist der *locus minimae resistentiae*.

In der Erzählung »Tarabas« hat also Roth ein Modell gebaut. »Man hat den Davidstern angespien, um das Kreuz anzugreifen . . . Man hatte nicht eigentlich den Davidstern gemeint, der ohnehin nicht zu fürchten war. Man hat das Kreuz gemeint, das man weit mehr fürchtet.« Alle Verben dieser Sätze, besonders »fürchten«, werden besser verstanden, wenn man den »Tarabas« kennt; das heißt: Dieser Text aus dem Jahr 1937, oben schon zum Teil zitiert, wiederholt geradezu den »Tarabas«, der schon 1933 entstanden ist. Eine ähnliche Erhellung wird einem anderen Zitat zuteil, das der Leser ebenfalls schon kennt: »Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth.« Sogar das Verbum »prügeln« ist kaum zufällig gewählt. Es ist eine »Weisheit der Sprache«, die in der geläufigen Redensart vom »Prügelknaben« verborgen liegt. Übrigens dürfte selbst ein Verbum wie »anspeien« nicht ganz ohne Beziehung zu Christi Passion gewählt worden sein. Dasselbe gilt wohl von einer Namensgebung: Tarabas klingt an Barabbas an, den Übeltäter, den das verwirrte Volk dem Mann aus Nazareth vorgezogen hat.

Exkurs

»Gelegentlich einer Unterhaltung stellte S. Freud den Satz auf: »Nicht die Kreuzigung Christi verzeihen die Völker den Juden nicht, damit würden sie sich abfinden; die Person Christi selbst ist es, die sie zu Antisemiten macht. Sie wollen diesen Gott nicht, der allen ihren Instinkten zuwiderläuft, sie rächen sich für die Verdrängungen, die seine Lehre ihnen auferlegt, für all die Verzichte auf Triebbefriedigung, an den Juden.« Und das ist der Kern der Sache. Man ordne einmal die Völker nach dem Raume, den der Antisemitismus in ihrem Seelenhaushalt einnimmt: und man erhält eine Rangordnung, in welchem Ausmaße christliche Sittenlehren und christlicher Glaube ihnen fremd und zuwider ist. . . Fremde, irische Glaubensboten brachten ihnen diese Lehre, fremde, franko-gallische Herrscher unterwarfen sie ihr und damit ihrer Rechtssprechung, ihren Gewissenskrupeln und ihrer wirtschaftlichen Umwertung . . . Sehnsucht nach den heimischen Göttern sitzt unerlöst in der Gruppenseele der Deutschen; ihre vergoldete und verflachte Heraufbeschwörung machte den neurotischen und modernen Richard Wagner zum Nationalheros. Götter sind ja überall Vergottungen der Stammesfähigkeiten selbst. In ihnen spiegelt sich, was man sein möchte, oder was man sich zutraut, zu sein. Die Selbstzufriedenheit der Kinder und der Völker, ihr naiver Narzißmus, nötigt sie zur Projektion solcher Spiegelungen des eigenen Wesens in den Kosmos und die Vergangenheit. Als das Christentum die germanischen (und slawischen) Stämme zwang, diese kindliche Stufe aufzugeben, ohne daß sie innerlich danach Sehnsucht hatten und von selbst dazu herangereift waren, als ihnen eine so erwachsene, entwickelte und verwickelte Geisteswelt aufgebürdet ward mit der Zumutung, sich ihr zu unterwerfen oder zu sterben: da wurden Wurzeln eines schwer auffindbaren und schwer erlösbaren Hasses in ihre Seelen gesenkt – eines Hasses, der sich nicht an die eigentlichen Urheber des Konflikts herantraute, nämlich die schon weltbeherrschende westlich-christliche Kultur. Dafür wählte er mit wildem Instinkt einen Ersatzfeind: den Juden, weil sich unter dieser verpönten Gestalt die Feindschaft gegen die neue Lehre am sichersten verbarg.«

So schreibt Arnold Zweig im letzten Kapitel seiner »Bilanz der deutschen Judenheit 1933« (1934, Neudruck 1961). Dieses Kapitel ist in den letzten Monaten 1933 entstanden, wie man sofort bei der Lektüre sieht; damals ist der »Tarabas« abgeschlossen worden. Die große Ähnlichkeit mancher Gedanken – woher kommt sie bei zwei Autoren, die damals nicht zusammenkamen und sich nicht sehr mochten? Zweig hatte natürlich das Herbstheft der »Cahiers Juifs« gelesen mit der »Bilanz«. Ferner: Freuds Auffassung, gesprächsweise kundgetan, hatte sich mittlerweile wohl herumgesprochen, also wohl auch Roth beeindruckt. Doch ist hier kein Platz für irgendeine Einflußfrage. Gesagt werden muß aber, daß Zweigs fesselnde Ausführungen auch beträchtliche Schwächen haben, die sie sowohl von Freud wie Roth etwas trennen. Zweig nimmt Freud wörtlich, allzu wörtlich! Er sieht nicht, daß der schwermütig lächelnde Narrator indirekt lehrt und spielt. Der in der Emigration blühende historische Roman (eigentlich gehört auch »Tarabas« dazu) benützt ja eine verwandte Methode. Auch Freuds Bilder und Gesichten sollte man nicht repetieren, paraphrasieren, sondern deuten, um sie zu erfassen. Hier versagt Zweig. Er kommt so dazu, die barbarischen Götter aus grauer Frühzeit nahezu zu verklären und entfernt sich damit

weit vom alten Freud – der übrigens seine fast narrative Methode dann im »Mann Moses« selbst klarstellt.

Roths Absicht

Roth wollte also die harthörigen Europäer von damals auf etwas im Anzug Befindliches, etwas schwerfäblich Sinnloses vorbereiten, das sich nicht bloß mit Wirtschafts-egoismus, Rassismus usw. wird erklären lassen. (Jüngst hat auch Sebastian Haffner das spezifisch Sinnlose der Judenvernichtung betont, in seinen »Anmerkungen über Hitler«.) Solch einen Grad höllischer Sinnlosigkeit, das scheint Roth zu beobachten, hat es in der Geschichte bisher höchstens im Phänomen des Religionskriegs gegeben, genauer: in manchen Zügen religionskriegerischer Fanatismen: vielleicht hat es ihn aber auch noch niemals gegeben. Klug und vorausschauend war es, als die drei Autoren Roth, Freud und Werfel (der letztere in dem oben genannten Aufsatz) den Begriff eines neuen kommenden Religionskriegs faßten, wobei Roth wohl als einziger erkannt hat, daß dieser anhebende braune Religionskrieg gegen jedwede Religion geht, daß es ein merkwürdiger Religionskrieg ist, der ursprünglich motiviert wurde durch den subkutanen Haß auf die erlebte, die täglich erlebte Religion, also das Christentum, dessen Kreuze über unseren Städten auf den Kirchtürmen und Kuppeln zwar noch glänzen, aber demnächst durch Hakenkreuze ersetzt sein könnten, wie es Franz Ferdinand Trotta am Ende halluziniert. Das ist übrigens im Frühherbst 1938 geschrieben. Inmitten dieser Zukunft (Speers Städtepläne näherten sich dann ihr) sah Roth die Rolle des jüdischen »Prügelknaben« als das Äußerste an Sinnlosigkeit an: Der Jude ist nicht der am giftigsten Gehäßte, aber der wirklich Geschlagene; die Christen kommen später »dran« – um das Ganze verkürzt auszudrücken. – Ein absurder Gedanke?¹

Psychologie einzelner Individuen liegt außerhalb der Absicht dieser Seiten; am wenigsten kann eine Psychologie Hitlers aufgerollt werden.² Eine Sprachbeobachtung sei aber gestattet. Man erinnere sich an den Satz jenes Gauleiters (es ist übrigens der

1 Philosophisch-theologische Gedanken zur Judenfrage habe ich im Vorstehenden bewußt beiseite gelassen. Es gibt aber einen klassischen Gedankengang, der für Roth nachweislich wichtig geworden und der ihm schon seit der Zeit des »Radetzky marsch« vertraut gewesen ist. Diesen Gedanken, gewiß mehr am Rande unseres Themas, will ich dem Leser vorstellen in jener prägnanten Form, in der er Mitte der dreißiger Jahre in Österreich publiziert worden ist. Das kam so: Von 1934 an hat Roth oft Mannigfaltiges, Großes und Kleines, in einer österreichischen Zeitschrift publiziert, die den (wenig zutreffenden) Titel »Der christliche Ständestaat« führte und die von zwei Männern geleitet wurde, die Roth gut kannte und schätzte: Dietrich von Hildebrand und Klaus Dohrn. Hildebrand hat nun die in seiner Zeitschrift seit Jahren geäußerten Gedanken zur Judenfrage 1937 zusammengefaßt und geklärt in einem langen Vortrag, der im selben Jahr gedruckt wurde. Aus ihm will ich zitieren; er ist übrigens heute bequem zugänglich in Hildebrands Band: »Die Menschheit am Scheideweg«, 1960. Ich kann aus Platzgründen im Folgenden nur zwei Gedanken herausgreifen (die im damaligen Österreich, jedenfalls in Wien, bei hoch und niedrig nahezu vergessen, verschmäht waren, obwohl es sich um klassische Katechismuswahrheiten handelt):

»Christus sprach zur Menschheit, indem Er zu dem Volk Israel sprach, und die Antwort Israels auf Seine Epiphanie war die Antwort der Menschheit . . . Es ist mehr als naiv, die Kreuzigung Christi als eine spezifische Antwort nur des jüdischen Volkes anzusehen, als ob, wenn Er Römer, Griechen, Perser oder Germane gewesen wäre, seine Volksgenossen Ihn nicht gekreuzigt hätten. Das Crucifige war die Stimme der erbsündigen Menschheit, die Israel hier wie überall

Münchener Gauleiter Wagner gewesen): »Jetzt haben wir die Juden hinausgeschmissen, nun kommen die Hostienfresser dran.« Hitler machte in den Tischgesprächen einen ähnlichen sprachlichen Unterschied. Er wolle, sagte er, die Juden ausmerzen

vertrat . . . Menschen wegen ihrer Abstammung verfolgen, heißt den gottebenbildlichen Menschen . . . als Tier behandeln . . . Es bedeutet eine Entmenschung. – Vor allem aber müssen alle Katholiken den heutigen Kampf gegen die Juden als eine Angelegenheit empfinden, die sich zentral gegen sie selber richtet. Hat Christus der Herr nicht gesagt: Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder getan habt, habt ihr Mir getan? Ist darum die Diffamierung und Entwürdigung der Juden nicht ein direkter Angriff auf den Deus incarnatus, auf die in der Menschwerdung geheiligte Menschennatur? Wahrlich, worum es heute dabei geht, ist nicht eine völkische Spezialangelegenheit, nein, uns allen gilt: Tua res agitur! Dich geht es an!«

Mit welchem Gefühl Roth diese Zeilen gelesen haben wird, mag sich leicht ausmalen, wer an die Szene denkt, in der Carl Joseph auf den jüdischen Geldverleiher Kapturek losgeht, eine Szene, die den Schlußgedanken des zitierten Textes narrativ gestaltet.

2 Die Psychologie Hitlers soll, wie gesagt, außer acht bleiben. Trotzdem gebe ich einem Schriftsteller im Folgenden das Wort, der die bisherige Forschung über Hitlers Umgang mit der Religion soeben klug zusammengefaßt hat. Arno Plack schreibt in »Wie oft wird Hitler noch besiegt?«, S. 272, es gebe für eine Kampfgemeinschaft »kein stärkeres Mittel sich zusammenzuschließen als die Verwerfung und Entheiligung dessen, was ihren Feinden am höchsten gilt. Hitler ist auch in dieser Hinsicht Stalin, den er bewundert hat (>eine ungeheure Persönlichkeit<) und von dem er manches >gelernt< hat, gefolgt. In der sogenannten Kampfzeit sich noch als >überzeugten Katholiken< gebend, um die gläubigen Massen Süddeutschlands zu gewinnen, hat er deren Gott in den späteren Reden immer häufiger durch jene >Vorsehung< ersetzt, die er für seine eigene weltpolitische >Sendung< in Anspruch nahm. Nach dem Kriege gedachte er mit den Geistlichen beider Konfessionen abzurechnen >ohne langes Federlesen<. Einer, der den >Führer< kennen mußte, sein Rechtsanwalt und später Reichsjustizkommissar Dr. Hans Frank, hielt ihn für >gottlos bis ins Mark seines Wesens hinein<.«

Auch bei allen anderen Führern bestand ein Ineinander von dumpf elementarer Emotion und gelenkig schlauer Planung, besonders wo es Steuerung von Massenaffekten galt. Alle Maßnahmen, schon die (nur halbgeglückte) Reichskristallnacht, waren ja vorbereitende Plan-Schritte im Blick auf die Versklavung des Ostens zwecks Besiedlung. Für dieses höchst blutige Vorhaben, das nicht so langwierig wie Stalins Kulakenvertilgung ausfallen sollte, galt es, Emotion ebenso wie Mordpersonal rechtzeitig zu testen und zu vervollkommen. Da war zum Beispiel das Niederlegen der christlichen und humanen Hemmschranken zeitig vorzubereiten. Für eine solche Randzone unseres Themas (das ja nur dem »Haß« und seiner Herkunftseigenart gegolten hat) ist natürlich der Historiker zuständig, dem ich freilich die Bekanntschaft mit so unbekanntem Dingen, wie es Roths einschlägige Gedanken sind, nur empfehlen könnte – wissend, daß sich mancher Historiker allerdings schwer tun würde, sie in ihrer ganzen Differenziertheit aufzunehmen. Ich komme zu diesem pessimistischen Urteil, weil ich soeben Bernd Martins so differenzierungsarme Darstellung der »Judenverfolgung und -vernichtung unter der nationalsozialistischen Diktatur« gelesen habe; es ist sein Beitrag in dem (eine Freiburger Ringvorlesung festhaltenden) Sammelband »Die Juden als Minderheit in der Geschichte«, den er selbst »angeregt« und zusammen mit Schulin 1981 herausgegeben hat. Der Kern seiner »Schlußbemerkung« lautet: »Der Antisemitismus war und ist das Ritual der christlich geprägten westlichen Zivilisation. Seine Ursachen liegen im Haß auf das Nicht-Identische . . . ein Haß, der permanent mit dem christlichen Toleranzanspruch kollidiert. Eine endgültige Lösung einer – wie in den 30er Jahren international als solcher anerkannten – Judenfrage war allein im westlichen Kulturkreis vorstellbar. Daß diese Lösung in Deutschland versucht wurde, ist, von der langen Geschichte des Antijudaismus her gesehen, eine (!) Akzidenz (!), die sich jedoch für den Zeithistoriker aus den Hypothesen des preußisch-deutschen Sonderweges erklärt« (S. 314f.). Erklärt? Aber schon der erste Satz hat uns verblüfft. Diese vielsagende Wortwahl: »Ritual« – wo doch das selbstgewählte Thema die braune Judenvernichtung ist! Glücklicherweise ist dem Autor (und Herausgeber) keiner der Beiträge auf solchen Wegen gefolgt, die wohl mit rationalistischem Systemzwang sowie mit der seit längerem bestehenden Religionsverdrossenheit zusammenhängen mögen.

und die Kirchen »zertreten«. Ob hier die Sprache verräterisch gewesen ist, müssen wir den Historikern überlassen. Allerdings wird fast jeder, der damals gelebt hat, eine bestimmte Erfahrung gemacht haben: In der Sicht und in der Sprache der *infima plebs*, der Oliviers, schien es sich so zu verhalten: die Gehäßten waren die Hostienfresser und waren überhaupt die Unbeugsamen; die Geschlagenen, die zu Schlagenden waren die Juden; an ihnen konnten sie sich austoben, das war das ihnen vorgeworfene Futter (Reichskristallnacht). Während des Krieges kamen allerdings noch andere Entwicklungen und Pläne dazu. Mit anderen Worten: Die Juden traf der Sekundärhaß vernichtend; der Primärhaß, der gifthaltigste, bot das Energiereservoir dafür. Der Primärhaß ist aber zu seiner vollen, spezifischen blutigen Verwirklichung oder Entladung nicht mehr gekommen.

Natürlich besteht ein Gegensatz zu früheren Gedankengängen des Autors Roth, der sich in der Tat selbst ein wenig widerspricht, nämlich zu jenen Gedankengängen, welche die Existenz zweier Haßstrahlen andeuten, deren einer den Christen, deren anderer den Juden gilt, wobei jedoch beide Strahlen oft teilverschmolzen sind: durch den »Lästerhaß«, der keinen besonderen Unterschied zwischen Madonna und Thorarolle macht. Es sind also zwei Affekte, die sich allerdings gegenseitig »befruchten« können, zwei verschiedene Affekte, die vielleicht noch andere, ebenso scheußliche »Brüder« bekommen könnten. Es ist und bleibt ein gewisser Widerspruch bei Roth; ich will ihn nicht leugnen, würde aber auch Leser verstehen, denen er gefällt.

Ebensowenig kann ich die Frage beantworten: Gibt es denn wirklich einen so riesigen, überall unter dem Boden Mitteleuropas (besonders Deutschlands und Österreichs) schlummernden energiegeladenen Haß gegen jedwede *pietas*? Roth nahm eine solche unterschwellige Riesengröße ohne weiteres an; es ist die Voraussetzung all seiner Gedanken zum Thema. Ich sagte: gegen jedwede *pietas*. Am meisten gegen aufgeklärt-bewußte.

Ich vermute: Er wird damit wohl ebenso Recht gehabt haben wie mit seinen verschiedenen Voraussagen, deren Eintreffen wir erlebt haben. (Sein Buch »Der Antichrist« von 1934 bleibe hier außer acht, es war ein erster Anlauf halb diskursiver Art gewesen; es ist ein mißlungenes Buch geworden.)

Manchmal scheint mir, als kündigten die seit zehn Jahren in Deutschland und Österreich intensiver werdenden Lästerungen die Existenz der unterschwelligen Energie wieder deutlicher an, die hoffentlich ein Politiker nie wieder anzapfen wird. Die Zeit, da der Haß verkrochen leben mußte, geht jetzt zu Ende.

Der Haß hat heute seine altvertrauten antiklerikalen Details weitgehend verloren, da er in den Klerus selbst stellenweise eingedrungen ist, ohne daß dieser es recht gemerkt hätte. Ich möchte zum Schluß für alle künftige Beschäftigung mit Fragen des Hasses von dem naheliegenden, dem gefälligen Rationalismus, wie er auch bei Historikern wohlgeht, entschieden abraten.

Wie ich es meine, zeigt die folgende Geschichte:³

³ Den Ursprung der Geschichte kenne ich nicht: zum erstenmal bin ich ihr begegnet, als ich Ludwig Strauß' kleines Buch »Wintersaat« von 1953 las, eine Aphorismensammlung (übrigens

Nachspiel

Es war nach einem Vortrag, in dem ich Roths Antwort auf die Frage: »Woher der Haß?«, also die »These«, auf ihre Richtigkeit geprüft hatte, als ein Kollege leise Zweifel anmeldete. Das sei alles noch gar nicht recht wissenschaftlich bearbeitbar mangels Vorarbeiten, meinte er im Gespräch. »Haß? Wer haßt? Welche Gruppen? Welche Interessen verfolgend? Alles noch so dunkel wie vermutlich das beschworene Unbewußte selbst!« Ähnliches könnten die Leipziger Verwandten Roths auch schon gesagt haben, ging es mir durch den Kopf, hoffentlich geht es uns einmal nicht ähnlich. Auch nach meinem Hinweis auf die Dringlichkeit einer Beobachtung und Erforschung des Lästungsdranges, auf meinen Hinweis darauf, daß wir Schreibenden auch auf die Zeitgefahren in publizistischer Verantwortung hinzuweisen hätten, blieb er dabei, daß man, ohne saubere Vorarbeiten, ein im Halbdunkel liegendes Gelände lieber nicht betreten sollte. Schade, daß mir da die jüdische Geschichte vom Halbdunkel nicht einfiel – welche ich jetzt anfügen kann.

Ein durch die nächtlichen Gassen nach dem Abendtrunk beschwingt heimwärts Wandelnder bemerkt plötzlich, daß er seinen Hut nicht mehr hat, den er doch in der Wirtsstube noch bei sich gehabt hatte. Er sucht lange und vergeblich straßauf, straßab, immer auf der beleuchteten Straßenseite; er gibt es auf, ohne die unbeleuchtete Seite auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben. Sollte er übrigens gedacht haben, morgen sei auch noch ein Tag, so hätte er nicht mitbedacht, daß am Morgen ein Dieb den Hut schon könnte mitgenommen haben. Ja: Licht ist gut, Besonnenheit besser, Rationalismus zwar beruhigend, aber ganz und gar unweise.

die beste, die ich aus der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts kenne: heute greifbar in den »Dichtungen und Schriften«, 1963). In der »Wintersaat« kommt nämlich folgende Abfolge von drei zusammengehörigen »Aphorismen« (Thema: Rationalismus) vor: »Die Klugheit des Rationalisten ist die des Betrunkenen in der Anekdote, der seinem Hut nicht auf der dunklen Straßenseite nachforscht, wo er ihn verloren hat, sondern auf der beleuchteten, wo er ihn besser suchen kann. – Der Irrationalist will uns einreden, daß, wer die Augen schließt, rascher schreite und sicherer greife. – Was als Gradunterschied der Klugheit erscheint, ist oft nur ein Gradunterschied an Mut des Anschauens.« (In »Dichtungen und Schriften«, S. 770 f.) – Der beste Vorstoß gegen den geläufigen bequemen Rationalismus samt seinen Voreiligkeiten, oder sagen wir mit Ludwig Strauß: gegen den Mangel an »Mut des Anschauens«, ist jüngst Martin Kriele gelungen in seinem »Befreiung und politische Aufklärung«, 1980. Das dritte Kapitel enthält z. B. eine scharfsinnige Formulierung und Beantwortung der Frage, wie weit unbewußte Motivationen im politischen Leben wissenschaftlich zugänglich werden können und sollen. – Einiges aus der Sekundärliteratur, die mir wertvoll geworden ist, nenne ich in meinen »Bemerkungen zu Joseph Roth«, enthalten in der Festschrift für Werner Wirthle »Weinlaub und Winkel«, hg. v. Fritz Barkowski und Dieter Hoffman, Kransberg 1983. – Roths Aufsatz zur Bücherverbrennung aus den »Cahiers Juifs«, nicht enthalten in den »Werken«, ist sorgfältig nachgedruckt in: Joseph Roth, Kleine Schriften der Deutschen Bibliothek Nr. 5, hg. v. Brita Eckert und Günther Pflug, Frankfurt 1979.